In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 148. Posen, den 1. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von **Ernst Philipps.**

1. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Sie gemeiner Schurke!“ brach es von den Lippen des Alten. „Sie unverschämter Patron, wie können Sie sich erdreisten, das Bild zu betrachten! Wie können Sie sich erdreisten!“

Trent war zu erstaunt, sich über den Schlag oder die Beleidigungen erregen zu können. Mit starrer Verwunderung sah er dem andern in die Augen.

„Ich habe es mir nur angesehen,“ murmelte er. „Es lag auf der Erde.“

„Es nur angesehen — es nur angesehen! Das ist gerade etwas für solch einen unverschämten Burschen! Wer sind Sie, es ansehen zu dürfen? Wenn ich Sie je wieder dabei ertappe, daß Sie sich in meine Privatangelegenheiten mischen, dann schieße ich Sie über den Haufen — das schwöre ich!“

Trent lachte spöttisch, und inzwischen mit dem Essen fertig geworden, brannte er seine Pfeife an.

„Ihre Privatangelegenheiten interessieren mich nicht im geringsten,“ warf er hin. „Behalten Sie diese nur für sich — aber . . . eines muß ich Ihnen sagen, alter Herr. In Zukunft lassen Sie hübsch Ihre Finger von mir, oder es läuft übel mit Ihnen ab. Nehmen Sie jetzt Platz und kühlen Sie sich etwas ab. Ich will von Ihrem Theater nichts mehr wissen!“

Ein langes Schweigen entstand zwischen den beiden. Montys Augen waren ohne jeden Glanz und zugleich ohne jeden Ausdruck. Zwei Schritte hinter ihm saß Trent und beschäftigte sich im Mondlicht mit einem schmutzigen, abgegriffenen Kartenspiel. Allmählich wurde es in Montys Hirn ein weniger klarer. Er wandte den Kopf.

„Trent,“ sagte er, „das ist doch nichts, ein Solospiel! Wollen wir zusammen ein Spielchen machen?“

Trent gähnte.

„Mir recht. Was soll es sein?“

„Das ist mir gleich,“ erwiderte Monty liebenswürdig. „Was Sie wollen.“

„Also Poker.“

„Und der Einsatz?“

„Wir haben nichts mehr,“ entgegnete Trent. „Wir haben nichts außer Patronen.“

Monty schnitt eine Grimasse.

„Um nichts zu spielen, mein lieber Freund, hätte für mich und Sie absolut keinen Reiz. Ueberlegen wir. Es muß doch noch etwas Wertvolles in unserer Habe sein.“

Er versank scheinbar in ein tiefes Grübeln. Trent faßte ihn fest ins Auge. Er durchschaute es sofort, daß sein Partner Komödie spielte. Nur begriff er nicht den Zweck derselben.

Montys Blick, der durch die Hütte schweifte, blieb plötzlich an Trents Proviantsack am mittleren Pfahl haften. Er stieß einen Ruf aus.

„Ich weiß es!“ rief er.

„Was denn?“

„Sie legen nun einmal besonderen Wert auf die halbe Flasche Schnaps, die wir noch haben,“ sagte er. „Ich mache Ihnen daher einen Vorschlag. In wenigen Monaten werden wir beide reich sein. Ich für meinen Teil will 50 englische Pfund gegen die Hälfte von dem, was in der Flasche ist, verspielen. Ist das nicht ein glänzendes Angebot? Wie werden wir beide in einigen Jahren über diese Partie lachen! 250 Dollar oder 50 englische Pfund für ein Bierglas voll — denn mehr ist es bestimmt nicht — ein Bierglas voll Kognak!“

Seine Augen ruhten während des Sprechens unausgesetzt auf Trent. Der Jüngere verzog keine Miene. Als Monty schwieg, nahm er die Karten auf, die er bereits für das Pokerspiel gemischt hatte, und begann sich eine Patience zu legen; Montys Augen verschleierten sich vor Enttäuschung.

„Wie!“ rief er. „Sie wollen nicht? Haben Sie mich auch wohl gut verstanden? 50 englische Pfund, Trent! Sie sind doch nicht wahnsinnig!“

„Halten Sie den Mund,“ brummte Trent. „Ich will Ihr Geld nicht. Alkohol ist reines Gift für Sie. Es ist besser, Sie gehen schlafen.“

Monty rückte etwas näher und legte die Hand auf den Arm seines Gefährten. Sein Hemd wich am Halse etwas zurück, und man konnte das Pulsieren der Halsschlagader sehen. Seine Stimme war fast ein Schluchzen.

„Sie sind noch jung — nicht alt und abgelebt wie ich. Sie können sich in meinen Zustand nicht hineindenken. Alkohol ist für meine Gesundheit unbedingt notwendig. Ich habe mich schon solange damit beholfen, daß ich sterben werde, wenn Sie mir nichts geben. Bedenken Sie doch, daß ich einen ganzen Tag schon keinen Tropfen gehabt habe. Ich werde aus den 50 Pfund 100 machen — 100 Pfund.“

„Nicht um 100, nicht um 200 Pfund,“ schnitt ihm Trent das Wort ab. „Ich habe es Ihnen schon zuvor gesagt: ich brauche Ihr Geld nicht. Stellen Sie sich nicht derartig hirnverbrannt an, sonst werden Sie die Früchte unseres Erfolges nicht mehr genießen können.“

Monty raffte sich auf und wanderte ziellos um die Hütte. Einige Male zögerte er, als er an der Stelle vorbeikam, an der die Flasche hing. Endlich blieb er stehen, streckte mit gierig flackernden Augen heimlich die Hand aus. Aber ehe er noch die Flasche ergriffen hatte, spürte er eine Faust im Nacken.

„Sie Jammerlappen!“ hörte er Trents Stimme. „Werden Sie von der Flasche ableiben! Ich weiß, daß Sie sich selbst vergiften wollen. Gut, das ist Ihre Sache, wenn Sie erst von hier fort sind — aber nicht früher! Seien Sie doch vernünftig!“

„Ich will vernünftig sein,“ wehklagte Monty. „Ich werden schlafen gehen und Sie nicht mehr belästigen, wenn ich nur noch einen Schluck Kognak gehabt habe. Es ist die wunderbarste Arznei für mich. Es wird das Fieber von mir fernhalten. Sie wollen kein Geld, sagen Sie? Nun denn, gibt es etwas auf der Welt, das ich besitze oder später haben werde, um gegen den einen Becher Schnaps als Gewinn zu stehen?“

Trent war im Begriff, eine unwirsche Antwort zu

geben. Doch plötzlich besann er sich, zögerte — und sagte nichts. Ein Hoffnungsstrahl erhellte Montys Züge.

„Aha!" rief er. „Es gibt also doch etwas, ich sehe es. Sie sind ein braver Kerl, Trent. Sagen Sie nur rund heraus, was es ist. Wenn Sie gewinnen, gehört es Ihnen. Heraus mit der Sprache!"

„Ich bin bereit zu spielen," antwortete Trent, „wenn Sie gegen den Kognak das Bild setzen, das Ihnen vorhin aus der Tasche fiel."

III.

Einen Augenblick stand Monty wie betäubt. Langsam schwand die Erregung, die auf seinem Gesicht zu lesen gewesen war. Er verharrte regungslos, die Augen fest auf Trent geheftet.

„Ihr Bild! Das Bild meiner Tochter!" murmelte er. „Trent, entweder treiben Sie Spott mit mir oder Sie sind wahnsinnig!"

„So, glauben Sie?" Trent hob gleichgültig die Achseln. „Vielleicht haben Sie recht. Auf jeden Fall — ich habe Ihnen meine Bedingungen genannt. Sie können spielen oder nicht, wie es Ihnen paßt. Mich kümmert es nicht."

Rote Flecken brannten auf Montys Wangen. Sein ganzer Körper schüttelte sich vor siedendem Jähzorn. Er warf sich auf seinen Gefährten und würde ihn sicherlich geschlagen haben, hätte Trent ihn nicht wie ein Kind festgehalten.

Monty kochte vor Wut und enttäuschter Begierde.

„Sie Tier," schrie er, „Sie elender, gemeiner Mensch! Wie konnten Sie es wagen, auf das Bild zu sehen! Wie können Sie mir einen solchen Vorschlag machen! Lassen Sie mich los!"

Der Wutanfall grenzte an Tobsucht. Allmählich erst wurde Monty ruhiger. Trent ließ ihn endlich gehen. Auf dem Boden kauernd, beobachtete ihn Monty mit blutunterlaufenen verschmitzten Augen.

„Trent!" jammerte er. Aber Trent gab keine Antwort.

„Trent, es tut mir leid, daß wir uns gezankt haben. Vielleicht habe ich mehr gesagt, als erlaubt ist. Es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen. Ich bitte um Entschuldigung."

„Schon gut," antwortete Trent.

„Sehen Sie," fuhr der andere fort, „Sie haben keine Familie, sonst würden Sie es wohl begreifen können. Schon seit Jahren bin ich heruntergekommen, ich bin ein armer, schwacher, gebrochener Mann, ein jämmerlicher Nichtsnutz. Das Bild aber habe ich immer wie etwas Heiliges behandelt. Es stellt mein Töchterchen dar. Sie weiß nicht, daß ich noch lebe, sie wird es auch nie erfahren. Doch die Photographie ist die einzige Erinnerung, die ich von ihr habe, daher ist es doch unmöglich, sie herzugeben, nicht wahr?"

„Sie würden ein Schurke sein, wenn Sie es täten," antwortete Trent kurz.

Montys Gesicht erhellte sich.

„Ich wußte ja, daß Sie bei ruhiger Ueberlegung so denken würden," schmeichelte er. „Ich wußte es bestimmt. Ich habe Sie immer für einen anständigen Kerl gehalten, dazu für einen sehr vernünftigen. Wollen wir also 200 Pfund sagen?"

„Sie scheinen sich auf das Spiel geradezu versteift zu haben," bemerkte sein Gefährte. „Nun gut. Ich bin bereit, mit Ihnen um jeden Betrag zu spielen. Von beiden Seiten der gleiche Einsatz — einverstanden?"

Monty schüttelte den Kopf. „Ihr Geld will ich nicht. Sie wissen sehr gut, daß mir nur um den Kognak zu tun ist. Ich überlasse es Ihnen, was ich als Einsatz stellen soll."

„Das haben Sie ja vorher gehört," war Trents lakonische Erwiderung. „Einen anderen will ich nicht."

Montys Gesicht bedeckte sich mit dunkler Zornesröte.

„Sie sind ein Schuft, Trent — ein ungehobelter Patron," brach es ungestüm aus ihm heraus. „Ich gebe Ihnen das Bild nicht."

„Das will ich stark hoffen. Ich sagte Ihnen bereits, wie ich über Sie denken würde, wenn Sie es täten."

Montay kroch etwas näher nach dem Ausgang der Hütte. Unschlüssig holte er die Photographie aus der Tasche und betrachtete sie im Licht des Mondes. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er brachte das Bild an die Lippen und küßte es.

„Mein Kind," flüsterte er. „Mein Liebling."

Trent hatte sich wieder die Pfeife angezündet und begann ein neues Spiel. Monty hockte im offenen Eingang, und halblaut drang es über seine Lippen:

„Ich werde gewiß gewinnen — Trent ist immer unglücklich im Spiel. Ich riskiere nichts, und der Kognak — ach!"

Mit einem leise gurgelnden Laut zog er die Lippen ein. Er sah zurück, und sein Gesicht wurde bleich vor Begierde. Seine Augen suchten Trents Blick, aber sein Gefährte rauchte unerschütterlich weiter und schaute auf die vor ihm ausgebreiteten Karten, wie ein Schachspieler auf die Figuren.

„Ich riskiere so wenig," flüsterte er leise vor sich hin. „Und ich brauche den Kognak. Ich kann sonst nicht schlafen."

Trent gab keine Antwort. Er wollte nicht hören. Seine Worte reuten ihn bereits. Sentimentalität lag ihm fern, aber er schämte sich ein wenig über sich selbst. In diesem Augenblick hätte er fast der Versuchung, die Flasche zu entkorken und die Flüssigkeit auf den Boden zu gießen, nachgegeben.

„Trent! Hören Sie doch, Trent!"

Er konnte sich dem heiser klagenden Ruf nicht gleichgültig verschließen und sah unwillig auf. Bleichverzerrten Gesichts und mit blutunterlaufenen Augen stand Monty vor ihm.

„Verteilen Sie die Karten," war alles, was er murmelte, während er sich niederließ.

Trent schwankte. Monty mißverstand sein Zögern, brachte langsam das Bild zum Vorschein und legte es mit der Rückseite nach oben auf den zusammenklappbaren Feldtisch. Der andere biß sich auf die Lippen, runzelte die Brauen.

„Eigentlich ist es ein lächerliches Spiel. Wir wollen davon absehen. Sie bekommen — nun sagen wir, ein Likörglas voll Kognak, dann legen Sie sich schlafen. Ich bleibe wach; ich bin nicht müde."

Monty äußerte eine rohe Verwünschung.

„Ich will alles haben," murmelte er. „Jeden Tropfen. Und das Porträt werde ich auch behalten, Sie werden sehen, mein Lieber; verteilen Sie nur."

Nun blickte Trent, der mehr Fehler als die meisten Männer hatte, ordinäre Ausdrücke aber verschmähte, fröstelnd auf die Rückseite des Bildes und zögerte nicht länger. Er mischte die Karten und überreichte sie Monty.

„Sie sind an der Reihe. Wollen wir spielen wie vorhin?"

Monty nickte. Seine Zunge brannte, und sein Mund war ausgedörrt. Das Sprechen kostete ihn bereits Mühe. Er verteilte die Karten, einzeln und mit einer übertriebenen Sorgfalt. Als er fertig war, nahm er seine auf und betrachtete sie der Reihe nach mit schmerzlicher Enttäuschung.

„Wieviel?" fragte Trent und hielt ihm das Päckchen Karten hin.

Monty zauderte, wollte erst drei Karten legen, bedachte sich aber und warf eine vor sich hin. Schließlich legte er doch mit einem leisen Aufstöhnen drei auf den Tisch und nahm die drei an, die Trent ihm überreichte. Sein Gesicht klärte sich auf. Ein brennendes Rot färbte seine Wangen. Anscheinend hatten sich seine Aussichten gebessert.

Trent hob seine Karten, warf einen achtlosen Blick auf sie und nahm noch eine Karte hinzu. Monty konnte sich nicht länger bezähmen. Er warf die Karten auf den Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Wichard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

(4. Fortsetzung.)

Bei Morgengrauen brachen wir auf; Wind und Kälte hatten uns schon früh auf die Beine gebracht, und wir hielten Kurs hart am Westufer. Bei dem herrschenden Nord-West, war hier die Wasserfläche ruhig, während auf der östlichen Hälfte des Sees lange Wellen dem Ufer zurollten. Herrlich war diese Fahrt über die Seenkette, zumal wir alle zum erstenmal einen See befuhren. Unsere Stimmung war natürlich glänzend, denn jetzt brauchte man nicht mehr gegen Strom zu „ziehen", und fröhlich zogen wir über die breiten Gewässer immer weiter nach Norden. Jetzt begann erst die Fahrt, die ja über „Land und Meer" führen sollte, wie wir es uns vorgenommen hatten. Durch eine in das Schilf eingehauene Schneise verließen wir den Goslawicer See, um auf dem Piontkowski-See unsere Fahrt fortzusetzen. Auch hier am Ufer Schilf über Schilf, zum Gegensatze mächtige Laubwälder an den Ufern. Vereinzelte Stellen sind frei von Wald und Rohr, dort stehen versteckt Bauern- oder Fischerhütten. Bisweilen reichen bewaldete Halbinseln in den See, die mit dem Boot zu umfahren sind. Nach kurzer Zeit zieht am Westufer ein Gutshof vorbei, Steuerbords bleibt eine Kirche liegen, deren blinkendes Dach aus dem Grün der Bäume hervorlugt. Einige Kilometer weiter verengt sich der See und führt im großen Bogen zur Stadt Sleshn. Ein Chausseedamm schließt jäh das Nordufer ab, und wir dachten, daß jetzt die Seenkette zu Ende sei, denn von einer Brücke war nichts zu sehen. Da sagte bei der Landung ein Junge, daß man auf der anderen Seite noch weiter fahren könnte. Versteckt war im Schilf ein Durchlaß zu finden, wo wir mit Müh' und Not die „Hexe" durchbrachten; selbstverständlich mußten wir alle aussteigen, um das Boot den ungefähr 100 Meter langen, engen Graben entlang zu ziehen. Rast wurde in Sleshn nicht gemacht, denn wir wollten an diesem Tage nach Kruschwitz, am Nordende des Goplosees, erreichen, und da uns die Wagenfahrt bevorstand, so mußte jede Zeit ausgenutzt werden. Mit zweifelhaften Gefühlen setzten wir die Fahrt über den Sleshner See fort, denn die Frage: werden wir einen Wagen finden, um auf den Goplo zu kommen, ließ uns keine Ruhe. Doch diese Sorge um das Weiterkommen wurde durch die Naturschönheit des Sleshner-Sees bald verscheucht. Ganz andere Bilder und Stimmungen zogen an unseren Augen vorüber, und als die Stadt Sleshn bei der nächsten Ecke hinter dem Heck verschwunden war, da lag der See in seiner ganzen Pracht vor uns. Auf Steuerbord steile, fast schroff abfallende Ufer mit alten hohen Kiefern bewachsen, und auf der Backbordseite stieg das Gelände langsam an, hinter dichten Schilfufern lange, weite Felder. Vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne und ließ den See in tiefblauer Farbe erscheinen. Dazu war im Laufe des Tages ein tüchtiger Südwind aufgekommen; das erstemal stand er günstig. Wir setzten Segel, und ließen die „Hexe" vor dem Winde laufen. Bald umtanzten uns zu beiden Seiten gischlige Wellen, deren weiße Zungen an der Bordwand entlang liefen. Machtlos sanken diese Schaumkronen wieder in sich zusammen, denn wir waren schneller mit unserem Boote. So konnten sie nicht gefährlich werden. Den Sleshner-See schließt eine große Sanddüne am Nordende ab, teilweise noch auf dem Abhange dieser Düne liegt die Ortschaft Nowa Ruda. Das ganze Ufer, an dem wir anlegten, war über und über mit weißem Schaum bedeckt, der durch den Wellenschlag hier angetrieben worden war, und hatte den Anschein, als hätten die Wassernixen hier ein großes Waschfest gefeiert.

Zu Zweien gingen wir auf Suche nach einem Leiterwagen; eine Wache blieb beim Boot und packte alles Gepäck für die Landfahrt zu sammen. Im ersten und zweiten Bauerngehöft vertröstete man uns, daß wohl ein anderer Bauer fahren würde, sie selbst hätten keine Zeit. Schließlich beim Dritten hatten wir Glück. Er willigte ein, unser Boot nach Maly Przewóz am Goplosee zu fahren und zu unserer größten Freude für sehr billiges Geld. Auf 20 Zl. hatten wir uns schon gefaßt gemacht, und als er sagte, er verlange acht Zloty, da schlugen wir schnell ein, und der Vertrag war abgeschlossen. Nach einer Stunde erschien er am See, das Boot wurde gleich verladen, und eine halbe Stunde später setzte sich dieser seltene Zug in Bewegung. Fast der ganze acht Kilometer lange Weg ist tiefer, mahlender Sand. Zum Gehen natürlich schrecklich, aber für unsere „Hexe" konnte es nichts Besseres geben. Auf Strohsäcken gebettet wurde sie den lieben, langen Weg ohne Rütteln und Schütteln gefahren, so daß auch des Transportes wegen die Bedenken des Bootswartes verfrüht waren. Einige Male mußten wir durch Dörfer hindurchfahren, wo das Boot natürlich Aufsehen erregte. Aus allen Türen stürzten die Bewohner heraus und staunten so lange, bis der Wagen mit der seltenen Last um die nächste Ecke verschwunden war. Worüber sie sich nun mehr wunderten, über das Boot, dessen Lack in der Sonne wie ein Kristallspiegel glänzte, oder über die „verrückten Kerls", die mit ihrem Kahn anstatt auf dem Wasser herumzufahren, im Lande umherzogen, konnten wir leider nicht feststellen, denn ein jeder von uns drängte, so schnell wie möglich zum Goplosee zu kommen. Nach dreistündiger Fahrt erreichten wir unser Ziel Maly Przewóz. Das Boot wurde gleich zu Wasser gebracht, das Gepäck verstaut, und der „Fährmann zu Lande" erhielt seinen Lohn, neun silberne Zlotystücke, mit dem er sich freudig auf den Heimweg begab, nachdem er noch eine Weile uns nachgeschaut hatte, wie die „Hexe" federleicht über das tiefe Wasser des Goplosees zog.

Ein neuer Abschnitt unserer Fahrt begann mit dem Goplosee für uns, und es war bei weitem der schönste Teil des ganzen Weges bis nach Danzig. Für mehrere Tage brauchten wir um die Witterung nicht zu sorgen, denn wenn es stromab geht, wer fragt da viel nach Wind und Wetter? — Nach einstündiger Fahrt hatten wir den breitesten Teil des Goplosees erreicht und befanden uns wieder in dem ehemals preußischen Teilgebiet. An dieser Stelle zweigen sich zwei lange Teile ab, die sich beide nach Süden erstrecken, nur getrennt durch einen schmalen Landzipfel. Den längeren dieser beiden Arme hatten wir eben durchfahren und nahmen jetzt Kurs genau auf Kruschwitz. Herrlich war die Fahrt über den jetzt zwei Kilometer breiten See in der Abendstimmung. In das spiegelglatte Wasser schnitt die „Hexe" eine lange Kiellinie. Gepackt und gefesselt von dem Rhythmus der bewegten Skulls, der taktweise die ringsumherrschende Abendstille unterbrach, zogen wir mit langem Schlage unserem Ziele entgegen. Im Grau der Dämmerung hob sich bald der sagenumsponnene Mäuseturm von den Häusern des Städtchens ab und machte mit seiner achtkantigen Gestalt in dieser schummerigen Beleuchtung einen ehrfurchterweckenden Eindruck. Gleich neben ihm ist das Bootshaus des Rudervereins „Goplo" erbaut. Hier legten wid am Steg an, nachdem wir die 29 Kilometer über den See in knappen 2¼ Stunden gefahren waren. Im Bootshause wurden wir sehr freundlich aufgenommen und blieben dort zur Nacht.

Alice Berend.

Zum 50. Geburtstage der Schriftstellerin am 30. Juni 1928.

Von Stephanie Feuchtwanger.

Man sagt den Frauen nach, daß sie wenig Sinn für Humor hätten. Alice Berend ist eine von den Frauen, die diese Behauptung sinnfällig widerlegen. Wenig zeitgenössische Schriftsteller dürften es mit ihrem Humor und mit ihrem lächelnden Sophismus aufnehmen können.

Alice Berend, die geborene Berlinerin, entnahm ihren Stoff zunächst dem Berliner Volksleben. Sie suchte sich Typen heraus, Erlebnisse, an denen jeder täglich x-mal vorbeigeht, ohne auch nur den Kopf zu drehen. Alice Berend gestaltet diese Erlebnisse, schildert diese Typen erst so, daß es sich verlohnt, sie zu betrachten, sich mit ihnen zu beschäftigen. Die einzelnen Figuren aus ihren Romanen bilden ein kleines Raritätenkabinett liebevoll gezeichneter Eigenbrötler, deren Lebenslauf und Gewohnheiten zu folgen durch die Gestaltungskunst und die warme Heiterkeit der Dichterin zum Genuß werden. Alice Berend greift irgendeine harmlose Bagatelle aus dem Großstadtleben heraus und rankt so viel liebeswürdigen Humor, so viel behagliche Kleinmalerei um sie herum, das ein Buch daraus wird, wertvoller und befriedigender als viele dickleibige und problematische Romane. Die kleinen Belange des Alltags, die leise Komik menschlicher Beziehungen werden unter ihrer Feder zu amüsanten, fein satirischen Genrebildchen. Ihre Romane erinnern an die Bilder Spitzwegs; ebenso groteske-komisch, harmlos-spöttisch, wie dieser Maler seine Hypochonder, seine alten und jungen Männlein und Weiblein auf die Leinwand warf, ebenso zeichnet Alice Berend die Leutchen, mit denen sich ihre Romane beschäftigen.

„Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel", „Frau Hempels Tochter", „Die Bräutigame der Babette Bomberling", „Matthias Senfs Verlöbnis", „Jungfer Bienchen und die Junggesellen", das alles sind scharmant und humorvoll zusammengesetzte Mosaikbilder aus der begrenzten Welt des Mittelstandes.

Der Roman „Spreemann & Co." kann als gültiger Umriß des Berliners und des Berliner Kaufmannslebens in den letzten sechzig Jahren vor dem Weltkriege bezeichnet werden. Alice Berend schildert hier den Werdegang eines Berliners vom Betteljungen bis zum Großkaufmann so verständnisvoll, sie zeichnet das Berliner Geschäftsleben dieser Jahre so treffsicher, daß der Roman bei seinem Erscheinen 1916 als der lang vermißte Berliner Roman bezeichnet wurde.

„Der Schlangenmensch" ist die Geschichte eines in der alten und in der neuen Welt bekannten Artisten, eines italienischen Proletarierkindes, das von einem fahrenden Zirkusdirektor entführt und zum Akrobaten ausgebildet wird. Die atemraubenden Kunststücke des Artisten machen ihn zum Weltwunder, man liegt ihm zu Füßen, bis er eines Tages spurlos verschwand; ein Kloster hatte ihn aufgenommen. Hier kommt Alice Berend nicht humoristisch, hier wird sie romantisch, damatisch fast, und so eindringlich das Buch auch wirken mag, man fühlt sich wohler und mehr zu ihr gehörig bei ihren humoristischen Büchern, wie denn auch die ernsten Romane „Bruder Bekenntnis" und „Der Floh und der Geiger" nicht im entferntesten die Beliebt ihrer humoristischen Werke erreicht haben.

Das nachsichtige Lächeln und die verständnisvolle Ironie der Lebensbejaherin sprechen aus den „Betrachtungen eines Spießbürgers", ein Buch, das trotz seiner eigentlichen Inhaltslosigkeit,

seines Mangels an irgendwelcher Handlung, amüsiert und nicht langweilt.

„Das verbrannte Bett" ist eine Wiener Geschichte, in der Alice Berend vom Berliner zum Wiener Philister hinüberwechselt, dem eingefleischten Wiener Beamten und Junggesellen, der von einer kessen Berlinerin umgarnt und bis über die Verlobung hinaus gefesselt wird, der es im letzten Moment aber mit unbezähmbarer Angst zu tun bekommt und der trotz des verbrannten Junggesellenbetts einfach nicht auf dem Standesamt erscheint. „Die goldene Traube" ist der kurzweilige Roman eines begüterten Weinbauern am Bodensee. Ein neuer humoristischer Roman, „Der Herr Direktor", wird bald erscheinen.

Alice Berend erzählt von sich selbst, daß sie jedes ihrer Geschöpfe lieben gelernt hat, daß sie mit ihnen verwachsen ist, daß sie nur so sein können, wie sie sie geschaffen hat. Dieses Selbstverständliche ist es, das die Bücher der Dichterin so liebenswert macht, das sie dem Leser nahe bringt. Man fühlt, daß man es mit einem grundgütigen Menschen zu tun hat, dem es darum zu tun ist, die Tragik des menschlichen Lebens durch seine Kunst zu verschönern und zu erhellen. Und wir alle, die unter dieser Tragik leiden, die froh sind über die lachenden Stunden, die wir Alice Berend verdanken, wir erwarten mit Freude das Schöne, das uns noch von ihr kommen wird.

Der fabelhafte Mieter.

Von H. Rosny ainé.

Ich hatte mich dazu entschlossen, einen seit längerer Zeit gehegten Plan, eine Reise um die Welt zu machen, nun endlich zur Ausführung zu bringen. Für dieses Unternehmen hatte ich den Zeitraum von zwei Jahren vorgesehen.

Meinem alten Portier und seiner Frau vertraute ich mein Haus an. Beide waren sie stocktaub und konnten weder schreiben noch lesen — aber dafür waren sie treu wie Gold. Ich beauftragte meinen Familienrechtsanwalt mit der Verwaltung meines Geldes und zog leichten Herzens von dannen.

Nach zwei Jahren brachte mich eines Abends ein Auto wieder nach Hause.

Mitternacht war bereits überschritten, als der Wagen in der stillen Allee hielt.

Als ich aus dem Wagen sprang, hörte ich einen Knall, dem Schreien und Lärmen folgte.

„Nun habe ich dich — du Halunke!" es war die Stimme meines alten Pförtners.

„Und ich habe den andern!" erwiderte eine Stimme, die ich nicht kannte.

„Beeile dich, die Polizei zu holen!" offenbar sprach der Pförtner zu seiner Frau.

Ich ging in den Hof und sah einen Mann, der zu Boden gestreckt war, und einen andere, der von irgendjemandem unschädlich gemacht worden war, den ich noch nie gesehen hatte.

Bald darauf erschien die Polizei und führte die beiden Gefangenen ab. Dann wandte ich mich an den unbekannten Mann, drückte seine Hand und dankte ihm herzlichst für seine mutige Hilfeleistung.

Er sah mich etwas desorientiert an, aber während ich dastand und ihm versicherte, wie glücklich ich mich schätzte, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, kam der Pförtner und erklärte:

„Aber — das ist ja der Mieter des Herrn."

„Mein Mieter?"

Jetzt war die Reihe an mir, erstaunt auszusehen. Der Unbekannte lächelte und machte eine elegante Verbeugung:

„Ja — ich bin wirklich Ihr Mieter!"

„Was sind Sie?" fragte ich mehr geistesverwirrt als zuvor.

„Seit anderthalb Jahren bereits bin ich Ihr Mieter. Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen eine nähere Erklärung abzugeben —" mit flüchtigem Blick streifte er den Pförtner.

„Ja — die Sache ist genau so einfach wie unwahrscheinlich," sagte mein Mieter, als wir allein in der Bibliothek saßen. „Aber jetzt will ich Ihnen alles erklären."

„Als ich hierher kam, war ich ein ruinierter Mann. Alles, was ich besaß, waren 4 000 Francs, der Rest eines ziemlich ansehnlichen Vermögens, welches ich gelegentlich eines Bankschwindels verloren hatte. Von dem Rest also hätte ich mich ganz kurze Zeit durchschlagen können — und — was dann? Irgendetwas mußte geschehen. Eine Stellung zu suchen war vollkommen zwecklos, denn ich habe nichts gelernt, habe keine Branche. Uebrig blieb die Stellung als Geschäftsmann. Dazu mußte ich mir aber eine Folie schaffen.

Ich habe einen guten Namen. Mit Hilfe von Verbindungen und der erforderlichen „Witterung" konnte mir vielleicht irgendetwas glücken — aber Sie werden verstehen — ich mußte irgendetwas zu bluffen haben. Ich durfte doch keineswegs den Eindruck eines ruinierten Mannes machen — die erste Notwendigkeit war die Beschaffung einer ansehnlichen Wohnung. Wo findet man in diesen Zeiten eine ordentliche Wohnung? Da hörte ich eines Tages ganz zufällig, daß diese Villa hier leer stehe und Sie auf einer langen Reise seien. Ihr Haus war gerade das, was ich brauchte. Hier war nichts zu befürchten. Niemals würde jemand hierher kommen. Ich erzählte Ihrem Pförtner, daß ich mit Ihrer Einwilligung käme. Ich zeigte einige Papiere vor, die er nicht lesen konnte. Kurz und gut, eines schönen Morgens installierte ich mich hier.

Ja — ich weiß wohl, daß das frech war, aber Not bricht Eisen. Ich hatte ja die besten Absichten. Ich wollte Ihnen eine angemessene Miete geben, wenn Sie heimkehrten, und ich wollte auch das Haus instandhalten. Also, ich zog ein und ging auf die Jagd nach dem Glück — und fand es auch. Der Himmel wollte, daß ich eine gute Geschäftsnase hatte. Ich erzielte einige glänzende Aufträge für Maschinen, was mich mit einigen großen Fabriken in Verbindung brachte. Zuletzt wurde ich Kompagnon in einer großen Autofirma . . .

Sehen Sie — alles dies schulde ich Ihnen und Ihrem Hause. Hier war es mir möglich gewesen, die bedeutendsten Geschäftsleute des Landes zu empfangen. Die ruhige, vornehme Eleganz des Hauses hat ihnen das Vertrauen zu mir eingeflößt. Kurz und gut, ich habe mein Glück gemacht. Im übrigen habe ich das Haus in Ordnung gehalten. Die Möbel, die mir von dem großen Krach übrig geblieben waren, hatte ich mit und stellte sie in die Zimmer, in denen ich wohne, so daß ich Ihre Zimmer lediglich als Repräsentationslokale benutzte. Ich habe das Haus gründlich reparieren lassen, denn das war nötig. Außerdem habe ich noch das Glück gehabt, Ihrem vortrefflichen Pförtner dabei behilflich sein zu können, die beiden Einbrecher zu fangen, die die Absicht hatten, all Ihre Kostbarkeiten zu stehlen, die Sie unvorsichtigerweise frei herumstehen ließen, welches," er sah mich vorwurfsvoll an, „ganz außerordentlich leichtsinnig von Ihnen war."

Ich saß da und glotzte den Fremden sprachlos an.

„Wie Sie sehen," schloß mein Mieter im ruhigsten Ton von der Welt, „schulde ich Ihnen erstens eine Entschuldigung, zweitens meine ewige Dankbarkeit und drittens die Miete für 18 Monate, welche zu bestimmen ich Ihnen selbst überlasse."

Eigentlich war das Ganze entsetzlich frech von ihm — ich hatte allerhand Grund, böse zu sein — aber andererseits — —

„Wenn ich nun 200 000 Francs Miete verlange?" sagte ich hämisch.

„Dann sollen Sie dieselbe haben!" sagte er mit dem liebenswürdigsten Lächeln der Welt.

Was sollte ich tun? Sollte ich den Mann zum Tempel hinausschmeißen, der mein Haus betreut hatte, wie sein eigenes, mein gesamtes Familiensilber gerettet hatte und obendrein noch willig war, 200 000 Francs für seine Mühe zu bezahlen?

Wissen Sie, was ich tat? Ich nahm seine Hand und sagte:

„Bleiben Sie hier, so lange es Ihnen gefällt — und besuchen Sie mich recht oft!"

Und — das tat er.

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)

Aus unserem Raritätenkasten.

79.

Sicherheitsnadeln gab es schon vor zwei Jahrtausenden. In Mittelfranken wurden kunstvoll gearbeitete Nadeln gefunden, die aus der Zeit um 500 v. Chr. stammen.

80.

Aus elf Kubikfuß Wasser werden zwölf Kubikfuß Eis.

81.

Die japanische Braut kleidet sich wie bei uns in Weiß, während das chinesische Brautkleid aus scharlachroter Seide besteht.

82.

Nur etwa 100 Arbeitstage bleiben den Rumänen nach Abzug aller Feiertage. Die kirchlichen Feiertage, sowie die aus religiösem Aberglauben von den untersten Volksschichten festlich begangenen Tage, und dazu die große Zahl der nationalen Feiertage, die seit der Vereinigung eingeführt sind, ergeben als etwas dürftigen Restbestand je einen Arbeitstag auf etwa vier Festtage.

83.

Der aus dem Hebräischen stammende Ausdruck „Schmus" wurde früher im Frankenlande sogar in der amtlichen Schriftsprache angewandt. So klagt nach dem Mergentheimer Stadtgerichtsarchiv im Jahre 1797 ein Handelsmann gegen den Hirschwirt auf Zahlung von „Schmusgeld", d. h. von Provision. Einen Vermittler nennt man heute noch im Fränkischen den Schmuser.

84.

Der Adler frißt von seiner Beute stets zuerst die Zunge, die Katze den Kopf.

85.

Ein ausgewachsener Elefant kann eine Last von 3 Tonnen auf seinem Rücken tragen.

86.

Aus 800 Litern atmosphärischer Luft stellt man 1 Liter flüssiger Luft her.

87.

In Eping, einem kleinen englischen Städtchen, sind 114 Krickelplätze, 242 Fußballplätze und 139 Tennisplätze.

Fröhliche Ecke.

Inventaraufnahme. „Er hat ganz die Augen der Mutter," sagt die Besucherin von dem kleinen Jungen. „Und vom Vater den Mund," fügt eine andere hinzu. „Und vom Bruder die Hosen," vervollständigt Karlchen die Inventaraufnahme.

Entschlüpft. „Mensch, ich muß unbedingt zweihundert Mark haben. Ich habe keine Ahnung, wo ich sie hernehmen soll."

„Das freut mich, denn ich dachte, du wolltest mich darum anpumpen." („Fliegende Blätter")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań